

BERNHARD OESTREICH

Performanzkritik der Paulusbriefe

*Wissenschaftliche Untersuchungen
zum Neuen Testament*

296

Mohr Siebeck

Wissenschaftliche Untersuchungen
zum Neuen Testament

Herausgeber / Editor
Jörg Frey (Zürich)

Mitherausgeber / Associate Editors
Friedrich Avemarie (Marburg)
Markus Bockmuehl (Oxford)
James A. Kelhoffer (Uppsala)
Hans-Josef Klauck (Chicago, IL)

296



Bernhard Oestreich

Performanzkritik der Paulusbriefe

Mohr Siebeck

BERNHARD OESTREICH, geboren 1949; Studium der Theologie in Friedensau, Leipzig, Rostock, Halle (Saale), Berrien Springs (Michigan, USA); 1997 Promotion (Andrews University, USA); Dozent für Neues Testament an der Theologischen Hochschule Friedensau.

e-ISBN 978-3-16-152280-2

ISBN 978-3-16-152213-0

ISSN 0512-1604 (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2012 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohr.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Gulde-Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Großbuchbinderei Spinner in Ottersweier gebunden. Bwgrkl ist eine Schrift von BibleWorks, LLC.

Für Hannelore

Vorwort

Die vorliegende Untersuchung ist erwachsen aus einer Frage, die mich seit langem beschäftigt: Wie kam das Wort, das wir heute in der Bibel lesen, bei den ursprünglichen Empfängern zur Wirkung? Dass da mehr geschah als nur ein gedankliches Aufnehmen der im Text enthaltenen Information, ist nicht neu. Schon die Formgeschichte ging davon aus, dass das, was wir heute in den Evangelien des Neuen Testaments lesen, seinen Sitz im Leben in mündlicher Kommunikation in bestimmten sozialen Situationen hatte. Das aber bedeutet, dass die Weitergabe dessen, was von Jesus überliefert wurde – die oft dramatischen Episoden aus seinem Leben oder seine pointierten Aussprüche in manchmal brisanter Lage – gemeinschaftlich erlebte Ereignisse waren, die die Hörer emotional bewegten und die bestimmte, vom Vortragenden gewünschte Reaktionen auslösten. Wie kann man sich diese Ereignisse vorstellen? Auch die Briefe des Neuen Testaments zielen auf mündliche Kommunikation. Sie wurden an Versammlungen von Christusgläubigen gesandt und dort vorgelesen (1 Thess 5,27). Das muss für alle Zuhörenden ein beeindruckendes Erlebnis gewesen sein und nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben (2 Kor 10,10). Lässt sich Genaueres über die Wirkungsweise der Briefe erkennen?

Ein wesentlicher Anstoß, diesen Fragen nachzugehen, war mein Interesse an der Homiletik. Bis heute hat das Predigen für mich nichts von seiner Faszination verloren. Mit Freude arbeite ich in homiletischen Kursen mit Studentinnen und Studenten, mit Pastorinnen und Pastoren, mit Laienpredigerinnen und Laienpredigern. Mit Freude experimentiere ich in meiner eigenen Predigtstätigkeit. Das Hören einer Predigt ist eine gemeinschaftliche Erfahrung. Das gilt auch in der heutigen europäischen Kultur, wenn auch die Hörerreaktionen im Vergleich zur Antike sehr verhalten ausfallen. In der Predigt wird – wenn es gelingt – das überlieferte Wort zu einem Ereignis für die Hörer. Ganz von selbst ergab sich daraus die Frage, wie das wohl bei den ersten Hörern des biblischen Wortes gewesen sein mag.

Ein starker Impuls, diese Frage intensiver zu erforschen, ging von Publikationen aus, die damit ernst machten, dass die Schriften des Neuen Testaments in einer Kultur entstanden, die wesentlich von mündlicher Kommunikation bestimmt war. Besonders möchte ich die von Gerhard Sellin und François Vouga herausgegebene Aufsatzsammlung *Logos und*

Buchstabe: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Judentum und Christentum der Antike (Tübingen: Francke 1997) und die von Joanna Dewey in *Semeia* 65 (1995) unter dem Titel *Orality and Textuality in Early Christian Literature* veröffentlichten Beiträge nennen. Ich bin ihnen und vielen anderen dankbar und neugierig gefolgt wie auf einem durch ihre Spuren geschaffenen Pfad hinein in eine Welt, wo das in der Bibel Geschriebene nicht nur schriftlicher Text, sondern gemeinsam gelebtes Ereignis ist. In diese Welt ein wenig tiefer hineinzuführen ist auch das Anliegen der vorliegenden Studie.

Viele haben durch Anregungen und Kritik zur Entstehung dieser Arbeit beigetragen. Wie auf jeder Seite des Buches zu sehen ist, waren es viele Autorinnen und Autoren, von deren Gedanken und Hypothesen ich profitiert habe und auf deren Vorarbeit meine Studie aufbaut. Gute Gespräche mit Kollegen und Studierenden an der Theologischen Hochschule Friedensau haben mir den Blick geschärft. Mein Dank gilt Prof. Glenn S. Holland und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der interdisziplinären Konsultation "Performance Criticism of Biblical and Other Ancient Texts" der Society of Biblical Literature, durch die ich über mehrere Jahre vielfältige Anregung und Kritik erfahren durfte. Ich danke auch der neutestamentlichen Sozietät der theologischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg unter der Leitung von Prof. Udo Schnelle, die mir mehrfach Gelegenheit geboten hat, meine Untersuchungen zur Diskussion zu stellen. Ich danke der Theologischen Hochschule Friedensau für die Möglichkeit eines Freisemesters zur konzentrierten Arbeit an diesem Projekt. Prof. Jörg Frey danke ich für die Aufnahme des Buches in die erste Reihe der Wissenschaftlichen Untersuchungen zum Neuen Testament. Ich danke den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Verlages Mohr Siebeck für die gute Betreuung bei der Druckvorbereitung. Ich danke meinem Sohn Raimar Oestreich und allen anderen Helfern, die bei der Korrektur und bei der Formatierung des Manuskripts geholfen haben. Ein besonders inniger Dank gebührt meiner Frau Hannelore, meiner treuen Begleiterin über die vielen Jahre, die mir – wie auch sonst so oft – bei dieser Arbeit geholfen und mir immer wieder Lasten abgenommen hat.

Friedensau, im August 2012

Bernhard Oestreich

Inhalt

Vorwort.....	VII
Einleitung	1
Kapitel 1	
Theorie der Performanzkritik.....	7
1.1 Zur Geschichte der Methode	7
1.1.1 Brieftheorie	7
1.1.2 Rhetorik	15
1.1.3 Mündlichkeit	28
1.1.4 Performanzkritik.....	36
1.2 Wesen der Performanz.....	45
1.2.1 Materialität und Körperlichkeit.....	46
1.2.2 Rahmung durch gesellschaftliche Konventionen.....	51
1.2.3 Interaktion mit dem Publikum und im Publikum.....	52
1.2.4 Ephemeralität und Emergenz durch die autopoietische feedback-Schleife	55
1.2.5 Rückverweis auf bereits Vorhandenes	56
1.3 Methodik der Performanzkritik	60
1.3.1 Ziel und Grenze der Methode – Ephemeralität und Emergenz	60
1.3.2 Konventionen des Briefempfangs – Rahmen der Briefperformanz	62
1.3.3 Grundsätzliches zur Textanalyse in der Performanzkritik	70
1.3.4 Textanalyse und Materialität der Performanz.....	73
1.3.5 Textanalyse und Rolle des Publikums in der Performanz	79
1.3.6 Textanalyse und Rückverweis auf Vorhandenes in der Performanz	83

Kapitel 2

Gestaltung der Interaktion des Publikums durch Briefe 87

2.1 Adressierung eines gespaltenen Publikums 87

- 2.1.1 Die Zuhörer der Paulusbriefe waren nicht einheitlich..... 87
- 2.1.2 Der Sprecher stellt sich auf ein gemischtes Publikum ein..... 91
- 2.1.3 Die Gruppen im Publikum beeinflussen sich gegenseitig 95
- 2.1.4 Der Sprecher beeinflusst die Interaktion im Publikum 96
- 2.1.5 Performanzkritik versteht den Briefvortrag als Handlung..... 98

2.2 Herausheben einzelner Zuhörer 99

- 2.2.1 Drei-Gruppen-Situation nach Simmel 99
- 2.2.2 Empfehlung einzelner Personen..... 102
- 2.2.3 Kritik an einzelnen Personen 104
- 2.2.4 Unterstützung einzelner Personen 108
- 2.2.5 Ermahnung einzelner Personen..... 111
- 2.2.6 Briefe an Einzelpersonen, die vor einer Gemeinde
vorgetragen werden..... 115
- 2.2.7 Ergebnis 121

2.3 Aufmerksamkeit auf den Vortragenden als Medium der Kommunikation 122

- 2.3.1 Philemon 8–9 123
- 2.3.2 1. Korinther 5,3 129
- 2.3.3 Galater 4,13–20; 6,17 131

Kapitel 3

Versöhnungsstrategien in Briefen 137

3.1 Streit um die Speise in Rom (Römer 14,1–15,13)..... 137

- 3.1.1 Kontext und Abgrenzung..... 137
- 3.1.2 Gliederung 138
- 3.1.3 Einzelauslegung..... 141
- 3.1.4 Zusammenfassung 170

3.2 Stiften von Freundschaft (Platon, 6. Brief)..... 171

3.3 Befriedung nach Unruhen (Claudius an die Alexandriner) 174

3.4 Spannungen durch Geistbegabungen in Korinth (1. Korinther 12,3)	176
3.4.1 Das Problem von 1. Korinther 12,3	176
3.4.2 1. Korinther 12,3 als propositio	178
3.4.3 Die Parallelität von 1. Korinther 12,3 und 12–27	179
3.4.4 Spannungen unter den Korinthern	181
3.4.5 Versöhnung von Gegensätzen in 1. Korinther 12,3	185
3.5 Verhältnis der Leitenden zu den Geleiteten	189
3.5.1 1. Thessalonicher 5,12–15	189
3.5.2 Galater 6,1–10	197
 Kapitel 4	
Abgrenzungsstrategien in Briefen	206
4.1 Zurückgewinnen der Zuhörer (Galaterbrief)	206
4.1.1 Der Anlass des Briefes	206
4.1.2 Die Gegner des Paulus gehören zu den galatischen Gemeinden	208
4.1.3 Die Gegner sind prominente Judenchristen	213
4.1.4 Die Performanzsituation in Galatien	219
4.1.5 Der Verlauf der Performanz	220
4.1.6 Zusammenfassung	233
4.2 Vertreibung der Gegner (1. Clemensbrief)	234
4.2.1 Die Performanzsituation in Korinth	234
4.2.2 Der Verlauf der Performanz	238
 Resümee und Ausblick	249
 Literatur	257
Register	289
1. Stellen	289
2. Autorinnen und Autoren	297
3. Personen und Sachen	303

Einleitung

Es geht in dieser Studie um die Performanz der Paulusbriefe in den urchristlichen Gemeinden, also um die *mündliche* Aufführung von *schriftlich* abgefassten sprachlichen Äußerungen. Ist das nicht ein Widerspruch? Was hatten Briefe im ersten Jahrhundert nach Christus mit mündlich vorgetragener Rede gemeinsam?

In der Schrift *de elocutione*, die dem Demetrius von Phaleron (4. Jhdt. v. Chr.) zugeschrieben wird, aber aus späterer Zeit stammt,¹ wird die briefliche Kommunikation sehr eng mit dem mündlichen Austausch verknüpft. Dort wird ein Brief folgendermaßen bestimmt (223–224):

Artemon nun also, der die Briefe des Aristoteles herausgegeben hat, sagt, man müsse auf dieselbe Weise sowohl einen Dialog wie auch Briefe verfassen; es sei nämlich ein Brief wie die eine von den beiden Rollen des Dialogs. Etwas trifft er damit wohl richtig, sicher aber nicht das Ganze. Man muss den Brief nämlich ein wenig besser als den Dialog durchgestalten, ahmt doch der Dialog eine improvisierte Stegreifäußerung nach, während ein Brief abgefasst und gewissermaßen als Geschenk übersandt wird.²

An dieser ältesten bekannten Äußerung zur Brieftheorie ist bedeutsam, dass der Brief, obwohl schriftlich verfasst und mit einer in Dialogform gestalteten schriftlichen Abhandlung verglichen, in die Nähe *mündlicher Kommunikation* gerückt wird. Das zeigt sich erstens daran, dass dem Artemon zugestimmt wird, dass der Brief einem Dialog vergleichbar sei. Wie der schriftlich verfasste Dialog ist auch der Brief ein Text, der mündliche Gesprächsäußerungen abbildet. Das zeigt sich zweitens an der Weise, wie Demetrius erklärt, was sich für einen Brief *nicht* schickt. Er demonstriert das an nicht weniger als vier Beispielen *mündlicher* Sprachverwendung, die alle ein öffentliches Reden darstellen: Ein Brief soll einem Gespräch mit einem Freund entsprechen, also einen einfachen Stil haben, und nicht an einen Festvortrag erinnern (225). Er soll auch nicht im dialogischen Stil verfasst werden, was eher zu einem Schauspieler passen würde (226). Die Satzperioden sollten nicht zu kompliziert sein, als würde man eine Gerichtsrede verfassen (229). Als Ermahnung sind Sprichwörter er-

¹ Klauck 1998, 149 datiert zwischen 200 v. Chr. und 100 n. Chr.; Malherbe 1988, 5 und Poster 2007, 23 setzen das 1. Jhdt. v. Chr. an.

² Übersetzung nach Klauck 1998, 149; vgl. Thraede 1970, 17–19.

laubt, weil sie volkstümlich sind, nicht dagegen feierliche Denksprüche und Mahnungen, wie sie von einer mechanischen Hebebühne im Theater³ erklingen (323). Für den Verfasser, der ja seine Äußerungen zum Briefstil als Exkurs in einer Abhandlung über die Stilarten mündlicher Rede bringt, war also die briefliche Kommunikation so eng mit Mündlichkeit verbunden, dass er seine Hinweise zum Schreiben von Briefen durch Vergleiche mit mündlicher Sprache erklärt.⁴

Dass bei Demetrius rhetorische Praxis dazu dient, zu zeigen, wie die Sprache der Briefe *nicht* gestaltet sein soll, ist von Heikki Koskeniemi und anderen so verstanden worden, dass der Verfasser dieser Redelehre prinzipielle Gegensätze zwischen dem Brief und der öffentlichen Rede sieht, „so dass man sich nicht vorstellen kann, dass der Briefschreiber in seinem Brief dem Empfänger eine, wenn auch noch so schmucklose, Rede hält.“⁵ Andere sehen eine prinzipielle Trennung zwischen Brief und Rede darin, dass der Brief schriftlich, die Rede mündlich ist.⁶ Aber ist damit die Abgrenzung des Briefes von der Rede in *de elocutione* richtig beschrieben? Immerhin widmet Demetrius dem Brief einen Exkurs in seinem Werk zur Rhetorik, die ja in der Antike eine Disziplin der gesprochenen Sprache war.⁷ Damit zeigt er, dass für ihn der Brief der mündlichen Sprachform nahe bleibt. So fordert er einen Stil, der dem zwanglosen Austausch unter Freunden entspricht (225).⁸ Seine Unterscheidung ist also nicht die zwischen schriftlicher und mündlicher Kommunikation, sondern die zwischen freundschaftlichem Austausch und öffentlicher Rede.

³ Zur *μηχανή* vgl. Klauck 1998, 151.

⁴ Auch Cicero vergleicht die Sprache in Briefen mit der mündlicher Redeformen wie Gerichtsrede oder Volksrede; dazu unten auf S. 20.

⁵ Koskeniemi 1956, 43; ebenso Porter 1993, 112; Stamps 1995, 143–145; Byrskog 1997, 31–32. Auch Bünker 1983, 21 deutet Demetrius so, dass er „bereits die Schriftlichkeit als konstitutiv für den Brief betrachtet.“

⁶ Porter 1993, 112: “Demetrius recognizes that there is something inherent in the written nature of the letter that is different from spoken discourse.”

⁷ Malherbe 1988, 3 urteilt, dass die Brieftheorie erst allmählich in die Rhetorik aufgenommen wurde.

⁸ Vgl. Cicero, *Att.* 8.14.1: „cum quasi tecum loquor“. Vgl. Seneca, *epist.* 75.1–2: „Wie mein Stil beschaffen wäre, wenn wir zusammensäßen oder spazierengingen, nämlich ungezwungen und salopp, so sollen meine Briefe sein, wünsche ich, die nichts Gesuchtes enthalten und Gekünsteltes ... Auch wenn ich diskutierte, würde ich nicht mit dem Fuß aufstampfen noch mit der Hand gestikulieren, noch die Stimme erheben, sondern ich hätte das den Rednern überlassen.“ Aufstampfen mit dem Fuß oder Hochreißen der Arme, das ist typisch für den öffentlichen Redner, so Quintilian, *inst.* 10.3.21 und 10.7.26. Auch Quintilian, *inst.* 9.4.19–22 unterscheidet den Stil einer Rede von dem eines Briefes oder einer Unterhaltung, vergleicht den Brief dabei aber immer mit mündlicher Kommunikation. Vgl. Porter 1993, 113–114, der auch auf Philostratus von Lemnos, *de epistolis* (3. Jhd.) hinweist.

Andererseits ist ein Brief jedoch mehr als ein spontaner Gesprächsbeitrag und sollte deshalb mit größerer Sorgfalt gestaltet werden (224). Mit dieser Bestimmung ist für den Brief genau das gefordert, was für ein freundschaftliches Gespräch nicht gilt, jedoch in hellenistischer und römischer Zeit für die *öffentliche Rede* üblich war, nämlich eine sorgfältige, oft schriftliche Vorbereitung, die dann dem mündlichen Vortrag diene und eventuell schließlich in überarbeiteter Form schriftlich publiziert wurde.⁹ Also auch mit dieser Anweisung bleibt der Brief der mündlichen Rede vergleichbar. Dass Demetrius mit Beispielen aus der rhetorischen Praxis zeigt, was sich für einen Brief *nicht* schickt, bedeutet also nicht, dass ein Brief mit einer Rede nichts zu tun hat, sondern dass die briefliche Situation eine eigene Art der Rede erfordert, die von den klassischen Redegattungen der Rhetorik zu unterscheiden ist und im Stil irgendwo zwischen dem der Gerichts- und Festredner und der Umgangssprache liegt.

Schließlich wird bei Demetrius die Schriftlichkeit des Briefes als Begründung dafür angeführt, dass bei der sprachlichen Gestaltung des Briefes größere Sorgfalt angebracht ist. Hier ist offenbar daran gedacht, dass der Brief durch seine Schriftlichkeit auch etwas Materielles ist und auch deshalb einen anderen Rang hat als rein gesprochene Äußerungen. Dabei geht es wohl nicht darum, dass die Schriftlichkeit die gewichtigere Kommunikationsform wäre und die Informationen besser transportieren könnte, etwa weil der Empfänger den Brief mehrfach lesen kann. Die antike Kultur schätzte die Bedeutung und die Verbindlichkeit der gesprochenen Sprache höher ein als die der geschriebenen.¹⁰ Die Hochschätzung des Briefes wird vielmehr damit begründet, dass er dem Empfänger wie ein Geschenk zugesandt wird (224). Der Empfänger bekommt also etwas, was er in die Hand nehmen kann, etwas Bleibendes. Seit alter Zeit gehört das zur Magie des Geschriebenen, dass in ihr die Sprache, die normalerweise immateriell und vergänglich ist, zu etwas Materiellem und Dauerhaftem

⁹ Zur Bedeutung des Schreibens für den Redner vgl. Quintilian, *inst.* 10.1.2.: „Nam neque solida atque robusta fuerit unquam eloquentia, nisi multo stilo vires acceperit“ („Denn gediegen und bei immer frischer Kraft kann die Redekunst nur sein, wenn sie aus gründlicher schriftlicher Übung ihre Kräfte gewonnen hat.“); ähnlich 1.1.28–29; 10.1.1–3; 10.3.1–18; 10.6.3; 10.7.28–29. Für die Auffassung, dass man Reden durch Lesen lernt, vgl. Quintilian, *inst.* 10.1.16–131, dazu Dormeyer 1993, 32 mit Hinweis auf Theon, *prog.* 1,84–92. Vgl. Fuhrmann 1990; Fantham 1998, 226 u. ö.; Morstein-Marx 2004, 25–30. Zur Überarbeitung für die Publikation vgl. Quintilian, *inst.* 10.7.30–31.

¹⁰ Stirewalt 2003, 6: “There was a general distrust of the written word: Isocrates, obviously referring to literary letters, gives three reasons why it is better to offer advice in person rather than by letter, one of which states that people believe things spoken more readily than things written because they take the spoken word as practical advice but the written as an artistic composition.” vgl. Isokrates, *ep.* 1,2–3. Zur Höherschätzung des gesprochenen Wortes vgl. Botha 1993a; zur Kritik am geschriebenen Wort vgl. Alexander 1990; Frede 1997.

wird. Es sind vor allem die Kulturen, in denen die Mündlichkeit eine große Rolle spielt, die sich den Sinn für die Verdinglichung der Sprache in der Schrift bewahrt haben.¹¹ Auch diese Äußerung spricht also nicht gegen eine Nähe des Briefes zu mündlicher Sprache, sondern setzt sie vielmehr voraus.¹²

Die vorliegende Studie greift einen Aspekt der in der Antike so selbstverständlichen Verknüpfung der brieflichen Kommunikation mit der Mündlichkeit auf. Sie beschäftigt sich mit den Briefen des Paulus und untersucht die Situation, in der die Briefe den Empfängern laut vorgelesen wurden. Die Frage lautet: Wie ist das Ereignis vorzustellen, wenn der Brief des Paulus die Empfänger erreicht und dort zur Wirkung kommt? Es handelt sich bei diesem Geschehen um ein Ereignis (oder mehrere Ereignisse), bei dem mehrere Personen involviert sind: der den Text Vortragende und die Zuhörenden. Das ist eine typische Performanzsituation. Gemeinsam generieren die Anwesenden die Bedeutung des Textes, der sie erreicht hat. Wie geschieht das? Welche Interaktion zwischen den Beteiligten findet dabei statt?¹³ Der Verfasser des Briefes ist indirekt beteiligt, indem er sich beim Gestalten seines Textes die Situation vorstellt und gleichsam in Gedanken anwesend ist (1 Kor 5,3). Wie hat die gedankliche Vorwegnahme dieses Geschehens die Gestaltung des Brieftextes beeinflusst? Oder aus der heutigen Perspektive gefragt: Wie hilft die Berücksichtigung der Performanz des Briefes, den Text besser zu verstehen? Diese Fragen sollen in dieser Studie erörtert werden.

Dabei gehen wir in drei Schritten vor. Zunächst soll gezeigt werden, auf welchen Vorarbeiten die hier vorgelegte Untersuchung aufbaut. Ein grober Überblick über die Fülle der Literatur wird zeigen, dass es mehrere Strömungen der neutestamentlichen Forschung sind, die zu dem zusammen-

¹¹ Vgl. dazu z. B. Niditch 1996, 78–88.

¹² Vgl. die Bedeutung des Briefes als materieller Gegenstand bei Seneca, *epist.* 40.1: „Numquam epistulam tuam accipio, ut non protinus una simus. Si images nobis amicorum absentium iucundae sunt, quae memoriam renovant et desiderium falso atque inani solacio levant, quanto iucundiores sunt litterae, quae vera amici absintis vestigia, veras notas adferunt? Nam quod in conspectu dulcissimum est, id amici manus epistulae inpressa praestat, agnoscere.“ („Niemals nehme ich Deinen Brief in Empfang, ohne dass wir sogleich zusammen sind. Wenn uns Bilder abwesender Freunde erfreulich sind, die die Erinnerung auffrischen und die Sehnsucht mit unbegründetem und leerem Trost erträglich machen, um wieviel erfreulicher ist ein Brief, der echte Spuren, echte Zeichen des abwesenden Freundes überbringt. Denn was beim Anblick des Freundes am wohl-tuendsten ist, das leistet die dem Brief aufgedruckte Handschrift des Freundes, nämlich ihn wiederzuerkennen.“ Übersetzung: Klauck 1998, 157).

¹³ Zur Rolle der Zuhörerschaft – der vom Redner konstruierten und auch der realen – und zu ihrem Einfluss auf den Redner und damit auf den Ausgang des Redeereignisses vgl. Perelman und Olbrechts-Tyteca 2004, 22–34.

fließen, was im Begriff ist, sich als *performance criticism* zu etablieren.¹⁴ Dabei konzentrieren wir uns auf die Paulusbriefe und nennen einige Studien zur Performanz der Evangelien oder anderer biblischer Literatur nur am Rande.

Im zweiten Schritt folgt eine Klarstellung dessen, was in dieser Untersuchung unter Performanz verstanden werden soll. Wir werden hier vor allem von den einschlägigen Arbeiten in Kulturanthropologie und Theaterwissenschaft profitieren. Aus der aktuellen Diskussion werden sich fünf zentrale Merkmale herauschälen, durch die Performanz definiert werden kann. Aus diesen Merkmalen wird dann abgeleitet, welche Methoden und Arbeitsschritte für die Performanzkritik der Paulusbriefe anzuwenden sind.

Ein Ergebnis der Erforschung von Performanzereignissen ist die Erkenntnis, dass sie in einer „performance arena“ (Foley) geschehen. Performanz ist ein Handeln innerhalb eines gesellschaftlich konventionalisierten Rahmens, der es möglich macht, dass sich die Anwesenden als Vortragende bzw. als Publikum definieren und erst dadurch eine Performanz konstituieren. Weil es zu den Aufgaben der Performanzkritik gehört, diesen Rahmen zu berücksichtigen, werden wir die Konventionen für das Aufführen von Briefen in griechisch-römischer Zeit kurz beschreiben. Dieser Teil wird sich auf das stützen, was von Historikern zu den kulturellen Gepflogenheiten für die Situation des Briefempfangs erarbeitet wurde.

Schließlich wird im dritten Schritt, dem Hauptteil dieser Arbeit, an Beispielen vorgestellt, wie diese Methode das heutige Textverständnis der Paulusbriefe erhellen kann. Vielfältige Untersuchungen dazu wären möglich, zum Beispiel die akustische Qualität der Performanz¹⁵ oder die besondere Rolle derer, die den Brief vortragen.¹⁶ Wir konzentrieren uns bei den Beispielen auf einen Aspekt, der von großer Bedeutung ist, aber bisher kaum untersucht wurde. Wir wählen Texte, in denen die Zuhörer nicht als eine homogene Gruppe angesprochen sind, sondern in denen das mehr oder weniger problematische Verhältnis verschiedener Gruppen unter den Zuhörern zueinander vorausgesetzt oder thematisiert wird. Die Gruppen können sich durch ihre soziale Stellung in der Gesellschaft oder in der Gemeinde unterscheiden, sie können aber auch verschiedene theologische oder glaubenspraktische Auffassungen haben. Nicht selten werden mehrere Aspekte zusammenwirken. In der Gemeinde Korinth zum Beispiel gab es Spaltungen zwischen Anhängern verschiedener Persönlichkeiten (1 Kor 1,10), zugleich auch Spannungen zwischen Wohlhabenderen und Ärmern

¹⁴ Vgl. Rhoads 2006.

¹⁵ Vgl. Dean 1996; 1998; Harvey 1998; 2002; Esler 2003, 216–219; Sellin 2006.

¹⁶ Vgl. Johnson 2009.

(1 Kor 11) oder zwischen denen, die unterschiedliche Geistesgaben praktizierten (1 Kor 12).¹⁷

Die vorgestellten Beispiele werden zeigen, wie die Berücksichtigung der Performanzsituation bei der Briefrezeption dazu hilft, die rhetorische und performative Strategie des Paulus zu erkennen und das Gesagte zu verstehen. Vergleiche mit außerkanonischen Briefen und anderen Quellen werden deutlich machen, dass es sich bei den Strategien des Paulus nicht um etwas Außergewöhnliches handelt, sondern um weithin übliche Methoden, durch die das Verhältnis zwischen Vortragendem und Publikum und zwischen Teilen des Publikums untereinander gestaltet werden konnte.

¹⁷ Vgl. dazu Theißen 1989a; 1989b; 1989c.

Kapitel 1

Theorie der Performanzkritik

1.1 Zur Geschichte der Methode

Es sind vor allem drei Ströme, die zur Erforschung der Briefe des Neuen Testaments unter dem Gesichtspunkt der Performanz zusammenfließen: Brieftheorie, Rhetorik und Mündlichkeitsforschung.

1.1.1 Brieftheorie

Ein Schwerpunkt der Erforschung der neutestamentlichen Briefe liegt seit Adolf Deissmann auf der Frage, wie sie in die Vielfalt der antiken Briefliteratur einzuordnen sind. Deissmann selbst verglich die Paulusbriefe mit den in Ägypten gefundenen Papyrusbriefen und hielt sie für „echte Briefe“, für Gelegenheitsschreiben, die im Gegensatz zu den „Episteln“ ganz aus der konkreten Situation geboren sind, verfasst ohne literarisches Interesse und ohne Gedanken an einen weiteren oder späteren Leserkreis.¹ Inzwischen ist offensichtlich, dass die Unterscheidung in echte Briefe und Episteln zu einfach ist und sowohl der Vielfalt brieflicher Texte als auch der Komplexität der neutestamentlichen Briefe nicht gerecht wird.² Dennoch hat sich Deissmanns Forschungsansatz weithin durchgesetzt, nämlich durch den Vergleich mit außerbiblischen Brieftexten und unter Berücksichtigung der antiken Texte zur Epistolographie das Wesen und die Aussage der neutestamentlichen Briefe zu erhellen.³

Der Vergleich umfasste bisher vor allem die sprachliche Form der Briefe,⁴ also das Briefformular und die verwendeten Formeln,⁵ dazu die

¹ Deissmann 1923, 198. Deissmanns Unterscheidung von Brief und Epistel findet sich auf S. 194–195.

² Vgl. Doty 1969; 1973, 24–27; Stowers 1986, 18–20.

³ Zum Beispiel Sykutris 1931, 187–188; White 1986 (Ausgabe einer Auswahl von Papyrusbriefen und Vergleich mit christlichen Briefen); Malherbe 1988 (Ausgabe wichtiger Texte zur antiken Epistolographie); vorsichtiger Berger 1974. Vgl. den Forschungsgeschichtlichen Überblick bei Conring 2001, 17–36.

⁴ Doty 1973, 12–15 betont die Formgebundenheit und formelhafte Sprache: „... amazingly stereotyped and bound to tradition“ (S. 12).

⁵ Koskeniemi 1956; Thraede 1970; Bahr 1966; 1968 (zur eigenhändigen Nachschrift in Briefen); Mullins 1964 (disclosure); 1968 (greeting); 1972 (formulas); 1977 (benedic-

Brieftopik⁶ und die briefliche Gattung.⁷ Die mit dem Brief verknüpften Ereignisse, also das Abfassen des Briefes, der Briefempfang, die Briefrezeption durch den Empfänger, waren in diesen Untersuchungen kaum im Blick.

Heikki Koskeniemi (1956) hat vor allem für den griechischen Brief die Formen und Konventionen untersucht, nach denen ein Brief gestaltet wurde und die mit der typischen Briefsituation zu tun haben. Nach ihm ist die Aufgabe des Briefes, durch Gedankenaustausch die Freundschaft zu pflegen,⁸ und zwar dadurch, dass durch den Brief eine geistige Anwesenheit des räumlich entfernten Freundes erzeugt wird (*παρουσία*). Koskeniemi formuliert:

Prinzipiell kann man für primär gewiss die Auffassung halten, dass die Worte des Briefschreibers nicht aus weiter Ferne kommen, sondern dass dieser durch seine Worte dem Empfänger gleichsam persönlich begegnet, was bedeutet, dass die Aufmerksamkeit sich anstatt auf den Zeitpunkt des Schreibens auf den Augenblick des Briefempfangs konzentriert, wo sich der Brief gewissermaßen erst verwirklicht.⁹

Wie das genau im „Augenblick des Briefempfangs“ geschieht, wird allerdings kaum bedacht.

Klaus Thraede (1970) hat mit ganz ähnlicher Zielstellung die lateinische Briefliteratur hinzugenommen, um die antike Bildungstradition zu erhalten, die sich in Thematik und Phraseologie des Briefes niederschlägt. Zwar spricht Thraede von „einer selbständigen, durch Bildung und Gesellschaft vorgezeichneten ‚Briefsituation‘“ und will herausfinden, „in welchen festen Gedanken zu Sinn, Form und Erlebnis des Briefwechsels sie im Laufe der Zeiten Gestalt gewonnen hat“,¹⁰ behandelt aber ausgehend vom Briefwechsel Ciceros das Erlebnis des Briefempfangs nur in dem Sinn, dass der Freundschaft ausdrückende Brief den realen Kontakt ersetzt und eine

tion); White 1983; 1984; 1972 (letter body); 1988 (mit Bibliographie); Arzt 1994 (formula valetudinis, Danksagung); Reed 1996 (thanksgivings); Alexander 1989 für den Philipperbrief; Hartman 1998 (petition and request); Müller 1997 (Schluss des Hauptteils).

⁶ Koskeniemi 1956, 34–47 identifiziert drei Themen: Philophronesis, Parousia, Homilia. Zur Parousia vgl. Funk 1966, 164–269 (travelogue); 1967 (parousia); Mullins 1973 (visit talk). Zur Verwendung von Formeln und Gedanken des Freundschaftsbriefts im 1 Thess Schoon-Janßen 1991; 2000.

⁷ Zum Beispiel Empfehlungsschreiben, Familienbrief, offizielle Briefe von Herrschern und Administratoren, Trostbrief; vgl. White 1988, 88–95. Vegge 2006, 225–229 sieht eine Verbindung der neutestamentlichen Briefe zum philosophischen Lehrbrief.

⁸ Koskeniemi 1956, 35–47.

⁹ Koskeniemi 1956, 46. Schnider und Stenger 1987, 100 verweisen auf 1 Kor 5,3: „Die brieflich vermittelte Präsenz des Apostels hat sozusagen juristische Konsequenzen: ‚Hier soll der Brief den Verfasser geradezu rechtsverbindlich verkörpern.‘“ (zitiert ist Thraede 1970, 147).

¹⁰ Thraede 1970, 9.

geistige Gegenwart bewirkt, indem das Schreiben bzw. Lesen ein Erlebnis geistigen Sehens schafft.¹¹ Dass die durch die „Gesellschaft vorgezeichnete Briefsituation“ auf der Empfängerseite in der Regel ein Ereignis des Sprechens und Hörens ist und wichtige soziale Komponenten hatte, bleibt unberücksichtigt.

Auch John L. White (1972, 1984) untersucht die formale und inhaltliche Gestaltung der neutestamentlichen Briefe im Vergleich zur antiken Epistolographie.¹² Deutlicher als andere vor ihm betont er das soziale Ereignis des Briefempfangs. Er versteht den Brief als ein Mittel, trotz räumlicher Distanz die *mündliche* Kommunikation aufrecht zu erhalten: „The letter arises because of the inability of two or more parties to communicate face to face. Thus, the letter becomes the written means of keeping oral conversation in motion.“¹³ Er nimmt an, dass der Hauptteil der Paulusbriefe die Art des Paulus reflektiert, das Evangelium in den Gemeinden in der Predigt darzulegen: „... there is surely warrant for suggesting that the letter is the written equivalent of the oral presentation which Paul would have delivered to the congregation, if he had actually been present.“¹⁴ Die Situation des Briefempfangs ist daher die Gemeindeversammlung, in der der Apostel vermittelt durch seinen Brief mit seiner ganzen Autorität gegenwärtig ist:

... the letter was the substitute for Paul's apostolic presence with his Christian communities. His use of Christian formulas shows, more exactly, that the setting for which the letter served as a surrogate was the Christian congregation at worship. Namely, it was in his capacity as God's representative that Paul addressed his congregations. Given the Jewish conception of the evocative power of the spoken word of God, one may understand Paul's reticence in using the letter as a surrogate medium for that message. On the other hand, the religious and cultic nuances of the letter, as well as Paul's use of rhetorical techniques that are reminiscent of oral argumentation, all make sense in this light.¹⁵

¹¹ Thraede 1970, 39–47 mit Beispielen vor allem aus dem Briefwechsel Ciceros.

¹² Zum Beispiel White 1972; White 1986, 193–213.

¹³ White 1984, 1731. Zur Entwicklung des Briefes aus mündlicher Kommunikation vgl. White 1986, 192–193; 1988, 87–88.

¹⁴ White 1984, 1743; vgl. Doty 1973, 16–17: „In each case, then, the original situation implied by the language and by the form of the letter is the personal confrontation, the conversation, or the oral encounter.“

¹⁵ White 1986, 19. Ähnlich Doty 1973, 44–45; Stirewalt 2003, 13. Vgl. auch White 1984, 1743: „Therefore we can speak of the assembled congregation as the common recipient of Paul's letters and of Paul as an addressor who, in every case, writes in his official capacity as apostle.“ Ähnlich 1739: „Apart from Philemon ... all of Paul's letters are addressed to Christian congregations with an eye to their corporate setting in worship.“ Zum Philemonbrief als Brief an die Hausgemeinde vgl. Schnider und Stenger 1987, 22 und 50–51: „Die paulinischen Briefe wenden sich nämlich nicht an Einzelpersonen, sondern an ein größeres Publikum, was auch für den Philemonbrief gilt. Damit

Die apostolische Autorität wird für die Hörer des Briefes erkennbar durch Hinweise auf frühere Ermahnungen und auf die beispielhafte Lebensführung des Paulus, durch Verweise auf den Brief selbst oder auf die Abgesandten des Paulus und auch durch eine Besuchsankündigung.¹⁶ Auch durch den eigenhändigen Schluss (1 Kor 16,21; Gal 6,11; Phlm 19; ebenso Kol 4,18; 2 Thess 3,17; wohl auch 1 Thess 5,26–27) wird die Autorität des Apostels unterstrichen.¹⁷ Obwohl bei White einige soziale Aspekte des Briefempfangs angesprochen werden, bleiben doch viele andere unberücksichtigt. So fehlt auch bei White ein Nachdenken darüber, wie diese Autorität in der Situation des Briefempfangs verkörpert wird – etwa durch den Boten oder den Vorlesenden, der dem Absender seine Stimme gibt. Vor allem gibt es keine Erörterung der Rolle, die die Empfänger spielen.

Wie White betont auch Stanley K. Stowers (1986) die soziale Einbettung brieflicher Kommunikation¹⁸ und beschreibt die Funktion von Briefen in der Ehre-Kultur der Antike oder in der philosophischen Seelenführung.¹⁹ Er analysiert eine Reihe von Briefftypen (orientiert an Ps.-Demetrius, *formae epistolicae* und Ps.-Libanius, *characteres epistolici*) und stellt neutestamentliche Brieftexte neben eine Fülle von Beispielen außerbiblischer Briefe.²⁰ Allerdings liegt der Fokus auf dem Brief als einem *Objekt*, das unter Berücksichtigung traditioneller Formen gestaltet ist, um im sozialen Kontext bestimmte Aufgaben zu erfüllen. Obwohl Stowers in der Einleitung schreibt, „that ancient letters will be difficult to understand on their own terms unless we also understand something about the contexts of Greco-Roman society in which the actions were performed and had their meanings,”²¹ kommt doch der Brief als Teil einer Performanz, eines sozialen *Geschehens* nicht in den Blick.

Der Überblick über einige wichtige Werke zeigt, dass die Forschung die Seite der brieflichen Kommunikation bei den Empfängern, „wo sich der

nähern sich die paulinischen Briefe stärker als der dem *Gespräch* unter Freunden vergleichbare hellenistische Privatbrief dem Genus der *Rede*.“

¹⁶ White 1984, 1746–1747; vgl. White 1972, 29–31; Funk 1967.

¹⁷ White 1984, 1741: „... he would add his personal weight to the letter's message.“ Zu eigenhändigem Schluss in Briefen und juristischen Dokumenten Bahr 1966; 1968; Doty 1973, 41; Schnider und Stenger 1987, 135–144 und 145–167 *passim*; Kremendahl 2000, 42–49. Dass die Eigenhändigkeit des Schlusses im Text Gal 6,11 erwähnt wird und daher für diejenigen gegenwärtig wird, die den Brief nicht sehen, sondern hören, dazu Kremendahl 2000, 118.

¹⁸ Auch Bünker 1983, 12 betont die soziokulturelle Bedingtheit des Briefes und versteht seine Arbeit als Beitrag zur Soziologie des Urchristentums.

¹⁹ Stowers 1986, 27–31 (Ehre-Kultur), 36–40 (philosophische Seelenführung).

²⁰ Vgl. auch Fitzgerald 1990, der Anklänge an eine Reihe von antiken Briefftypen in 2 Kor 10–13 findet. Ähnlich geht auch Klauck 1998 vor. Aune 1987, 162 vermisst bei Stowers die Berücksichtigung der offiziellen Briefe.

²¹ Stowers 1986, 16.

Brief gewissermaßen erst verwirklicht“,²² bisher noch wenig bedacht hat. Meist werden die neutestamentlichen Briefe als Objekte betrachtet, deren Eigenschaften zu bestimmen sind und deren Behandlung zu untersuchen ist, weil so Erkenntnisse über die mit diesen Objekten vollzogene menschliche Kommunikation gewonnen werden können. Die Eigenschaften sind vor allem durch die Herstellung der Briefe bedingt. Daraus resultiert das vorrangige Forschungsinteresse an der *Textentstehung*, an der Arbeit des Verfassers, der – evtl. gemeinsam mit seinem Sekretär²³ – den Text inhaltlich konzipiert, formal strukturiert, sprachliche Formen auswählt und dem Schreiben ein Gepräge gibt.²⁴ Aufmerksamkeit findet auch die Absendung und die Übermittlung der Briefe bis zu den Empfängern.²⁵ Wie aber dann der Brief seinen Empfängern zur Kenntnis kommt, bleibt weithin unbeachtet.²⁶

Diese Betonung der Textentstehung ist Ergebnis unserer Schriftkultur, die geprägt ist von der Vorstellung, dass Kommunikation durch schriftliche Texte geschieht, die hergestellt wurden, die man in die Hand nehmen und deren Sinn durch Deuten der optischen Zeichen erfasst werden kann.

Eine solche Vorstellung ist aus zwei Gründen problematisch. Einmal, weil der Rezipient eines Textes nicht passiv ist, sondern aktiv dazu beiträgt, dem Geschriebenen einen Sinn zu geben. Darauf haben vor allem leserorientierte Auslegungsmethoden hingewiesen.²⁷ Zum andern ist sie problematisch, weil in der Kultur, in der die neutestamentlichen Briefe entstanden, Kommunikation nicht so stark auf geschriebene Texte fokussiert war, sondern viel mehr als ein zwischenmenschliches Ereignis verstanden wurde, bei dem das Geschriebene zwar eine bedeutsame, aber doch nur mittelbare Rolle spielte.²⁸ Man kann die Briefe in die Hand nehmen, auch aufbewahren und vervielfältigen. Das eigentliche Kommunikationsereignis, dem sie dienen sollen, kann jedoch nicht bewahrt werden, denn das ist ein soziales Geschehen. Private Briefe sind Ersatz für das

²² Koskeniemi 1956, 46.

²³ Vgl. Richards 1991.

²⁴ Dass auch die *Entstehung* der Paulusbrieфе ein gemeinschaftliches Geschehen ist, wird durch Studien betont, die auf die Rolle der Mitverfasser und Schreiber des Paulus eingehen: Bahr 1966; Botha 1993b, 415–417; Murphy-O'Connor 1995, 16–34; Stirewalt 2003, 9–11; Richards 2004, 26–27, 34–35, 59–93.

²⁵ Zum Beispiel Riepl 1913; Llewelyn 1995; 1998; Murphy-O'Connor 1995, 37–41; Stirewalt 2003, 11–12; Richards 2004, 171–209.

²⁶ Zum Beispiel fehlt bei Murphy-O'Connor 1995 eine Erörterung des Briefempfanges. Richards 2004, der die Entstehung, Absendung und Übermittlung von Briefen in der Antike beschreibt, macht nur wenige Bemerkungen zum Empfang und Vortrag des Briefes (S. 185 und 202; er nennt sie „Performanz“).

²⁷ Grundlegend Warning 1975; Iser 1976.

²⁸ Hearon 2006, 4–6 spricht vom Geschriebenen als „written remains“ des Kommunikationsereignisses.

persönliche Gespräch.²⁹ Ein Brief eines Apostels wird durch Boten überbracht und den Empfängern laut vorgelesen (1 Thess 5,27).³⁰ Der Brief dient einem mündlichen Ereignis.³¹ Dies ist immer einmalig und unwiederholbar, auch dann, wenn der Brief später erneut gelesen wird. Es ist abhängig von der Situation, dem Umfeld, dem Raum und vor allem vom Vorlesenden und den Zuhörenden und ihren vielfältigen Reaktionen.

Es ist ein schmaler Band von Martin Luther Stirewalt (2003), in dem ein entscheidender Schritt in diese Richtung unternommen wird. Das ganze Geschehen im Zusammenhang mit den Briefen des Paulus, dazu gehört die Abfassung eines Briefes wie auch die Situation des Briefempfangs, wird als soziales Ereignis thematisiert.³² Das ist erhellend für das Verständnis der Briefe, weil soziale Regeln festlegen, wie die Kommunikation zwischen Personen oder Gruppen von höherem, gleichem oder niedrigerem sozialen Rang zu geschehen hat. Der soziale Status der Briefpartner und das Verhältnis von Absender und Empfänger beeinflusst also, *was* gesagt wird und *wie* es gesagt wird.³³

Auch Stirewalt vergleicht die Paulusbriefe mit antiken Briefen, kommt aber anders als Deissmann zu dem Ergebnis, dass sie nicht den Privatbriefen, sondern mehr *offiziellen* Briefen (*epistula principum*) entsprechen: "His [Paul's] letters were communal letters addressed to ecclesiae or house churches to whom he ministered in an authoritative capacity."³⁴ Er bestä-

²⁹ Cicero, *fam.* 2.4.1; *Att.* 9.10.1 („quasi loquerer“). Vgl. Klauck 1998, 129–130, 155–156; ausführlich bei Thraede 1970.

³⁰ Cox 1998 nimmt an, dass Briefe die ersten christlichen Texte waren, die in den christlichen Versammlungen vorgelesen wurden – neben den Schriften, die aus der Synagoge übernommen wurden. Erst später kamen die Evangelien dazu.

³¹ Aune 1987, 158: "The Greek word *epistole* ('epistle') originally referred to an *oral* communication sent by messenger." Funk 1966, 248: "The letter, consequently, is an appropriate substitute for oral word – it is as near oral speech as possible – yet it provides a certain distance on the proclamation as event." Funk 1966, 264–269 deutet die Reise-notizen („travelogue“) des Paulus als Versprechen, dass dem schriftlichen Wort das – so Funk – höher geschätzte mündliche folgen wird; z. B. S. 269: "It has already been suggested that the travelogue is related to the body in the same way that the promise (or threat) of oral word is related to the written word in Paul's disposition toward language." Vgl. auch Funk 1967; Tsang 2009.

³² Stirewalt 1993, 2 nennt es „extended setting“, wo ein Brief, z. B. ein offizielles Schreiben, einen weiteren Kreis von Absendern und Hörern einschließt: "That is, a community exists at each end of the communication ... The writer lives in a community the personnel of which he may include or exclude as he wills. The addressees represent the recipient community, the members of which the writer may also include or exclude as he wills." Einen wichtigen Aspekt dieses sozialen Geschehens, nämlich die Rolle der Abgesandten, die einen Brief und mündliche Botschaften überbrachten, behandelt Mitchell 1992.

³³ Aune 1987, 158.

³⁴ Stirewalt 2003, 9. Ihm folgt Long 2008, 100–101.

tigt damit eine Vermutung, die bereits früher geäußert wurde.³⁵ Offizielle Briefe sind Schreiben, die dem administrativen und politischen Geschäft des Staates oder anderer leitender Persönlichkeiten dienen und amtliche Mitteilungen und Anweisungen transportieren oder diplomatische Anliegen verfolgen.³⁶ In ihnen drückt sich Autorität aus. Paulus hat diese Form für seine Zwecke adaptiert und nutzbar gemacht.

Stirewalt untermauert seine These, indem er den Prozess der Abfassung, der Übermittlung und des Empfangs offizieller Schreiben untersucht (Kap. 5–8) und dann im Hauptteil des Buches die Spuren dieses Prozesses in den Paulusbriefen aufspürt (Kap. 9–18). Solche Spuren sind Zusätze zum Namen des Paulus, die Nennung von Mitverfassern, Adressierung an mehrere (Gemeinde, Hausgemeinde oder Gruppe von Gemeinden), zweigeteilter Hauptteil des Briefes (Hintergrund und Mitteilung bzw. Aufforderung), eigenhändige Nachschrift, die selbst noch einmal die brieflichen Formen wie Anfangsgruß, kurz zusammengefasster Inhalt, Grüße und Schlussgruß enthält.

Stirewalt betont, dass das Verfassen des Briefes ein gemeinschaftliches Tun war. "Paul wrote from within a community. He surrounded himself with helpers: co-senders named in the salutation, scribes, greeters from the local congregation, commissioners and visitors from other churches. This group of people provided a kind of voluntary ad hoc secretariat."³⁷ Die Mitverfasser waren Mitverantwortliche und Zeugen für das gesamte Briefgeschehen.³⁸ Auch der Empfang eines offiziellen Briefes war ein soziales Geschehen,³⁹ das nach traditionellem Protokoll ablief, wie es von Thukydides (7.10) und Lukas (Apg 15,30–32) dargestellt und in anderen Quellen

³⁵ Doty 1973, 26: "Paul, insofar as he was not writing as a private person but as an apostle, and not primarily to individual persons but to churches, did indeed write letters which had a public intent, bringing them closer to the official pronouncement than to the private letter." Vgl. auch Doty 1969, 198. Aune 1987, 160: "Their [early Christian letters] very length suggests a comparison with the longer literary and official letters of antiquity ..." Vgl. Aune 1987, 164–165, wo er offizielle Briefe behandelt. Ähnlich Schneider und Stenger 1987, 91–92, die die Paulusbriefe mit hellenistischen Königsbriefen an Städte vergleichen. Vgl. Güttgemanns 1971, 111–115; Andresen 1965, der das offizielle jüd. Diasporaschreiben als Formgrundlage für Apg 15,23–29 und andere frühchristliche Schreiben annimmt. Dagegen Dormeyer 1993, 193, der im neutestamentlichen Briefkorporus keine offiziellen Schreiben sieht, da sich die Schreiber „nicht als hierarchisch übergeordnete Administratoren verstehen.“

³⁶ Zu offiziellen Briefen vgl. Stirewalt 1993, 6–10; Stirewalt geht davon aus, dass offizielle Briefe der Ursprung des Briefschreibens sind (S. 6). Vgl. White 1986, 192; 1988, 85.

³⁷ Stirewalt 2003, 10.

³⁸ Stirewalt 2003, 54.

³⁹ Zu den Konventionen beim Empfang eines offiziellen Abgesandten vgl. Mitchell 1992.

berichtet wird. Dazu gehörten der mündliche Bericht der Briefboten, die offizielle Präsentation des Schreibens, die öffentliche Verlesung – meist durch eine wichtige Persönlichkeit der Adressatengruppe – und die weitere Befragung der Boten.⁴⁰ Durch den mündlichen Bericht, das laute Vorlesen vor der Versammlung der Adressaten und durch die mündliche Befragung und Kommentierung durch die Boten ist der Brief in die Kultur mündlicher Kommunikation eingebettet. Besonders der Vorlesende machte das geschriebene Wort lebendig und ließ die Hörer die Gegenwart des Absenders spüren.⁴¹ Stirewalt fasst das Geschehen so zusammen:

Through the centuries, then, in different communities and settings, the official, administrative letter was treated consistently. It was prepared by competent, authorized persons and was carried by envoys who delivered it with ceremony appropriate to the particular assignment. It was addressed and delivered to a constituted body and read before that assembly or its representatives. Carriers also delivered oral messages and answered inquiries related to the letter's content.⁴²

Zum Verständnis der neutestamentlichen Briefe als einem Ereignis hat Stirewalt einen wichtigen Beitrag geleistet. Er hat gezeigt, wie die gemeinschaftliche Vorbereitung und sorgfältige Abfassung des Schreibens mit Blick auf die Empfängersituation, wie die Rolle der Briefboten und wie die Aufgabe dessen, der den Brief vorzutragen hat, zu einem Briefereignis zusammenwirken, das in soziale Konventionen eingebettet ist. Dabei ist vor allem der Vorgang des Briefempfangs als eine Performanz zu verstehen, wo Akteure und Publikum gemeinsam ein Geschehen vollziehen, das in einer von Mündlichkeit geprägten Kultur bestimmten Konventionen folgt und doch jeweils einmalig ist.

⁴⁰ Stirewalt 2003, 7; ähnlich Tsang 2009, 216, allerdings fehlt die Befragung der Boten. Vgl. das Protokoll der Übermittlung von Botschaften und die Verknüpfung von schriftlicher und mündlicher Botschaft im alten Orient bei Meier 1989, bes. S. 137–226.

⁴¹ Stirewalt 2003, 16; vgl. Stirewalt 1993, 5. Vgl. dazu die briefliche Anwesenheit bei Koskenniemi 1956, 38–47, 172–180; Thraede 1970, 39–47, 55–61, 146–157. Zur Rolle des Vorlesenden vgl. Botha 1992b, 25–27.

⁴² Stirewalt 2003, 8. Zur mündlichen Ergänzung des Briefinhalts durch den Überbringer vgl. White 1986, 216 mit Hinweis auf P. Col. III.6: "The rest please learn from the man who brings you the letter. For he is no stranger to us." Vgl. auch Mitchell 1992, 650; Richards 2004, 183–184, 201–202; vor allem Head 2009, 288–289, der zu folgendem Ergebnis kommt: "... that the trusted letter-carrier often has an important role in extending the communication initiated by the letter. The letter-carrier thus brings fuller personal knowledge into the communication process, which is only partly embodied in the letter" (S. 296). Die Bedeutung der mündlichen Botschaft als Ergänzung zur schriftlichen zeigt auch die Veränderung des offiziellen Postdienstes durch Augustus, die Sueton *Augustus* 49.3 berichtet: Zunächst stationierte Augustus junge Männer in kurzen Abständen entlang der Militärstraßen, die Briefe weitertrugen, später stationierte er Wagen, damit auch der Mann, dem der Brief übergeben worden war, den Empfänger erreichte und befragt werden konnte; vgl. Llewelyn 1995, 341.

1.1.2 Rhetorik

Wenn in der Antike der Empfang eines Briefes Teil eines mündlichen Sprachereignisses ist, wenn also die Paulusbriefe ihre Wirksamkeit dadurch erreichten, dass sie vor einem Gemeindepublikum vorgetragen wurden, dann müssen sie im Zusammenhang mit der antiken Rhetorik gesehen werden.

Rhetorische Aspekte gehörten seit dem Altertum ganz selbstverständlich zur Interpretation des Neuen Testaments.⁴³ Dabei galt die besondere Aufmerksamkeit den sprachlichen Formen und Stilmitteln, die der Rede Überzeugungskraft verleihen.⁴⁴ Ende des 19. Jahrhunderts fiel die Rhetorik unter das Urteil, bloße Ausschmückung der Sprache zu sein, und geriet in den Hintergrund. Es war vor allem der Galaterbriefkommentar von Hans Dieter Betz (1979), der an die lange Tradition rhetorischer Auslegung anknüpfte und die Bedeutung der Rhetorik wieder ins Bewusstsein der neutestamentlichen Forschung brachte.⁴⁵ In der Folge erschienen eine Fülle von Studien zur rhetorischen Auslegung der neutestamentlichen Briefe.⁴⁶

Betz orientierte seine Auslegung des Galaterbriefs an der *antiken* Rhetorik, wie sie in den antiken Handbüchern zur Rhetorik dargelegt ist.⁴⁷ Er ging davon aus, dass die Paulusbriefe Argumentation enthalten, und untersuchte vor allem, welcher rhetorischen Gattung⁴⁸ sich der Brief zuordnen lässt, welche Argumente gebracht werden (*inventio*) und wie die Argumente organisiert sind (*dispositio*). Die stilistischen Ausformungen der Rede (*elocutio*), die in früheren rhetorischen Auslegungen im Mittelpunkt standen, traten in den Hintergrund. Betz und die, die ihm gefolgt sind, haben ein historisches Interesse und versuchen, die Rhetorik zu rekonstruieren, wie sie der Autor im damaligen sozialen Kontext mit dem Ziel nutzte, seine Hörerschaft zu überzeugen.⁴⁹

Die Methode der rhetorischen Analyse wurde dann von George A. Kennedy (1984) systematisiert und weiterentwickelt.⁵⁰ Die Arbeitsschritte Kennedys umfassen die Abgrenzung des als rhetorische Einheit verstan-

⁴³ Vgl. Kennedy 1999; Classen 1991; 1993. Zur Geschichte der Rhetorik in der Auslegung des Neuen Testaments vgl. Mack 1990, 9–24; Stamps 1995, 130–141; Kern 1998, 39–89. Eine Übersicht über die rhetorische Exegese des Neuen Testaments bietet auch Lampe 2010.

⁴⁴ Beispiele im 19. Jhd.: Wilke 1843; Heinrici 1887; Weiss 1897.

⁴⁵ Betz 1975 und 1979 (deutsch 1988); danach Betz 1985 zu 2 Kor 8 und 9. Vor Betz bereits Wilder 1964.

⁴⁶ Vgl. die Bibliographie in Watson und Hauser 1994.

⁴⁷ Dagegen fordert Mitchell 1991, 6, dass neben den Handbüchern auch echte Reden beachtet werden müssen; ebenso Watson und Hauser 1994, 112.

⁴⁸ Juristisch, deliberativ oder epideiktisch, vgl. Aristoteles, *rhet.* 1.3.3.

⁴⁹ Watson und Hauser 1994, 110.

⁵⁰ Kennedy 1984. Vgl. auch die methodischen Überlegungen bei Mitchell 1991, 6–7.

denen Textabschnitts, die Erfassung der rhetorischen Situation und des behandelten Problems, die Bestimmung der verwendeten rhetorischen Gattung, die Analyse von Inhalt (*inventio*), Gliederung (*dispositio*) und Stil (*elocutio*) der Rede und schließlich eine Bewertung des Erfolgs der Rede in der rhetorischen Situation.⁵¹ In der Folge erschienen viele Studien, die die Methodik von Kennedy anwandten.⁵²

Kennedy geht davon aus, dass die Regeln der Rhetorik, die sich ja ursprünglich auf ein mündliches Geschehen beziehen, auch auf die Auslegung der Schriften des Neuen Testaments angewandt werden können, weil in der griechisch-römischen Kultur sowohl mündliche als auch schriftliche Kommunikation weithin nach diesen Regeln gestaltet war.⁵³ Für ihn ist Rhetorik eine universale Bedingung menschlicher Kommunikation.⁵⁴ Er sucht die rhetorische Kraft der Texte in ihrer damaligen Welt zu rekonstruieren.⁵⁵

Als Konsequenz solcher Überlegungen wurden die Ergebnisse der *modernen* Rhetorikforschung in die Auslegung biblischer Texte einbezogen.⁵⁶ Besonders einflussreich in dieser Hinsicht war das Werk von Chaim Perelman und Lucie Olbrechts-Tyteca (1958). Sie verstehen Rhetorik als Grundlage jeder Kommunikation, mündlich oder schriftlich, und wenden sich vor allem dem sozialen Diskurs zu, also der Frage, wie sprachliche Kommunikation in ihrer sozialen Einbettung ihre Wirkung erzielt.⁵⁷ Davon

⁵¹ Kennedy 1984, 33–38; vgl. Wuellner 1987, 455–458; Watson 1988, 1–28; vgl. die Kritik von Black 1989, 256–257.

⁵² Zum Beispiel Watson 1988; Mitchell 1991; Smit 1993; Bakke 2001; Long 2008.

⁵³ Kennedy 1984, 10: "He [Paul] and the evangelists as well would, indeed, have been hard put to escape an awareness of rhetoric as practiced in the culture around them, for the rhetorical theory of the schools found its immediate application in almost every form of oral and written communication: in official documents and public letters, in private correspondence, in the lawcourts and assemblies, in speeches at festivals and commemorations, and in literary composition in both prose and verse." Vgl. Longenecker 1990, cxiii, cxix; Mack 1990, 28–31; Porter 1993, 104–110.

⁵⁴ Kennedy 1984, 10.

⁵⁵ Kennedy 1984, 158–159.

⁵⁶ Classen 1993, 268: "When one turns to the categories of rhetoric as tools for a more adequate and thorough appreciation of texts, their general structure and their details, one should not hesitate to use the most developed and sophisticated form, as it will offer more help than any other. For there is no good reason to maintain that a text could and should be examined only according to categories known (or possibly known) to the author concerned. For rhetoric provides a system for the interpretation of all texts (as well as of oral utterances and even of other forms of communication), irrespectively of time and circumstances ..." Ebenso z. B. Wuellner 1976; 1979; 1987; 1990; Anderson 1998, 30–33. Gegen eine solche Ausweitung: Mitchell 1991, 6–7.

⁵⁷ Vgl. Wuellner 1989, 33–34, 38: Es geht nicht nur darum, was die Texte inhaltlich sagen (Hermeneutics), sondern vor allem darum, wie sie wirken, wie sie eine Reaktion herausfordern (Rhetorics). Vgl. auch Wuellner 1976, 330. Vgl. Stamps 1995, 167: "Rhet-

angestoßen erschien eine Fülle von wertvollen Untersuchungen.⁵⁸ In der Untersuchung des Galaterbriefs kamen sie auch zu anderen Ergebnissen als Betz.⁵⁹

Die rhetorische Analyse wurde von Vernon K. Robbins (1993; 1996) und anderen erweitert zu einer sozial-rhetorischen Interpretation. Rhetorische und soziologische Methoden sollen zusammen mit literarischen, kommunikationstheoretischen und ideologiekritischen Methoden eine umfassende Interpretation ermöglichen. Robbins geht es darum, nicht nur die Texte, sondern auch die gesellschaftliche und kulturelle Situation, in die sie eingebettet sind, zu berücksichtigen. Es ergeben sich verschiedene Ebenen des Zusammenspiels. Robbins verwendet dafür das Bild vom Gewebe und untersucht die Verknüpfung der einzelnen Textbausteine untereinander und die Verknüpfung des Gesamttextes mit anderen Texten, mit den herrschenden gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen und ihren Ideologien und mit dem religiösen Umfeld.

Mit Blick auf die vorliegende Studie sind es vor allem zwei Probleme, mit denen die rhetorische Auslegung der neutestamentlichen Briefe zu ringen hat. Als erstes ist sie konfrontiert mit der Frage, mit welchem Recht *schriftliche Texte* mit Hilfe von Regeln und Konventionen interpretiert werden, die eine vor einem Publikum *mündlich vorgetragene Rede* im Blick haben. Das zweite Problem ist die Inkonsistenz der rhetorischen Auslegung, die darin besteht, dass von den fünf Aufgaben des Redners nur die ersten drei bedacht werden (*inventio, dispositio, elocutio*), das Ein-

orical criticism would thus generally be defined by its attempt to identify the textually-embedded strategies that seek to persuade the reader, to assess the effectiveness of these strategies, and then to evaluate the ideological positions to which the reader(s) is being moved.” Für eine evtl. begrenzte rhetorische Analyse, die nicht durch die antike Schulrhetorik bestimmt ist, sprechen sich auch aus: Porter 1993, 107–108; Stamps 1995, 151–154; Kern 1998, 165–166, 256–259. Anderson 1998, 280–291: Auch wenn Paulus wohl kaum Kontakt zu rhetorischer Schulung hatte, war Rhetorik doch einflussreich und kann die Texte zu verstehen helfen.

⁵⁸ Beispiele: Wuellner 1976; 1979; 1986; 1991; Siegert 1985; Jewett 1986; Vouga 1988; Watson 1989; Hughes 1989; Thurén 1990; 2000; Wanamaker 1990; Olbricht 1990; Wire 1990; Elliott 1990; Crafton 1991; Pogoloff 1992; Litfin 1994; Hester 1998; in Kombination mit linguistischen Methoden: Johanson 1987; auch Stamps 1999. Vgl. Literatur, die von Mack 1990, 19–24 kommentiert wird, die Liste der rhetorischen Studien zu Briefen bei Porter 1993, 102–103, Anm. 7, die Bibliografie in Watson und Hauser 1994, Watson 1995 und die Übersicht in Robbins 2002.

⁵⁹ Der Galaterbrief ist nicht eine juristische Rede, sondern eine deliberative, so Kennedy 1984, 145–146; Hall 1987; Smit 1989, 1–26. Longenecker 1990, cix–cxiii findet eine Mischung verschiedener Genera; Hansen 1989 bestimmt den Galaterbrief als „rebuke letter“; Classen 1991, 8–15, 29–33 hält eine Zuordnung zu einem rhetorischen Genus für nicht sinnvoll. Anderson 1998, 189 versteht den Galaterbrief mehr als Lehre eines Philosophen als eine Rede im Sinne der Rhetorik. Überblick bei Anderson 1998, 129–142; Surburg 2004; Tolmie 2005, 1–19.

prägen (*memoria*) und Vortragen der Rede (*pronuntiatio* oder *actio*) dagegen ausgeklammert werden.

Mit welchem Recht finden die Regeln der antiken Rhetorik bei der Auslegung der neutestamentlichen Briefe Verwendung?⁶⁰ Schließlich zielte die antike Rhetorik auf die öffentliche Rede, also auf ein *mündliches* Geschehen.⁶¹ Das Schreiben von Briefen dagegen folgt eigenen Regeln und produziert zunächst einmal einen *schriftlichen* Text, der dem Ausleger heute vorliegt.

Diese Frage ist ein weithin diskutiertes Thema. Lauri Thurén fasst die Positionen folgendermaßen zusammen:⁶² Auf der einen Seite steht die Auffassung, dass Epistolographie und Rhetorik voneinander zu trennen sind.⁶³ Dem stehen Ausleger gegenüber, die Briefe als Reden verstehen, die nur wegen der räumlichen Trennung des Autors von den Adressaten in Schriftform gefasst sind.⁶⁴ Briefe sind dann gleichsam Reden mit brieflichem Anfang und Ende.⁶⁵ Eine dritte Position will sowohl die Brieftheorie als auch die Rhetorik auf die neutestamentlichen Briefe anwenden. Beide Disziplinen dienen ihrem Verständnis, weil sie unterschiedliche Aspekte der Briefe beleuchten.⁶⁶

⁶⁰ Schon Hübner 1984, 242, 245, 249 stellt diese Frage in seiner Rezension des Galaterkommentars von Betz. Vgl. auch Stamps 1995, 141; Anderson 1998, 120.

⁶¹ Selbst dass der Rhetor bei der Vorbereitung seiner Rede auch schriftlich arbeitete, diene dem mündlichen Vortrag, denn der Vortrag ist die wichtigste Aufgabe des Redners: Quintilian, *inst.* 10.3; 11.3.6; Cicero, *de orat.* 1.33.150; 3.56.213. Zur schriftlichen Vorbereitung von Reden vgl. Winter 1997, 205–206; Long 2008, 31–32; Habinek 2009, 123.

⁶² Thurén 1990, 57–64. Ähnlich gruppieren auch Watson und Hauser 1994, 120–121; Klauck 1998, 165–169; Kremendahl 2000, 15–20.

⁶³ Zum Beispiel Anderson 1998, 117–121; Classen 1991, besonders 1–7; Classen 1993, 265–291, er wendet sich vor allem gegen eine zu mechanische Anwendung der Regeln der Rhetorik auf die neutestamentlichen Briefe, ohne zu bestreiten, dass die Berücksichtigung der Rhetorik in der Exegese fruchtbar ist; Reed 1993; Porter 1993; 1999, 226–234; Byrskog 1997; Kern 1998, 14–34; Becker 2002, 22–24. Pointiert Porter 1999, 248: “To be a letterwriter was to be doing something different than being a speechmaker in the Greco-Roman world.”

⁶⁴ Aune 1987, 158, 197–199. Schnider und Stenger 1987, 51–52; Dabourne 1999, 78, 107.

⁶⁵ Kennedy 1984, 86–87. Allgemein zum Verhältnis von Rede und Geschriebenem Kennedy 1999, 127–136; Berger 1974; Wuellner 1979; Hübner 1984; 1992; Hughes 1989, 26–30; Aune 1991, 278–281. Berger 1984, 1334 nennt die Paulusbrieve „apostolische Rede“ in schriftlicher Form.

⁶⁶ Zum Beispiel Bünker 1983; Johanson 1987; Thurén 1990; Schoon-Janßen 1991; Kremendahl 2000, explizit S. 4, 14; vgl. Stowers 1986, 27–28, 51–57. Lampe 2010, 10–17 beklagt, dass epistolographische (also schriftlich orientierte) und rhetorische (also mündlich orientierte) Analyse der Paulusbrieve oft unverbunden nebeneinander stehen oder sogar als Gegensatz verstanden werden. Er verweist auf vielfältige Verknüpfungen

Vertreter der ersten Richtung verweisen darauf, dass Briefeinleitung und -schluss nicht mit Redeeinleitung und Redeschluss gleichgesetzt werden können, weil der Brief als schriftliche Gattung seinen eigenen Gesetzen folgt.⁶⁷ Es ist sicherlich richtig, dass die Briefform in ihrer Eigenart gewürdigt werden muss. Wenn man jedoch beachtet, dass sich das Briefformular und da besonders der Briefanfang aus der traditionellen Botenformel ableitet, zeigt sich auch der Brief als Teil eines ursprünglich mündlichen Geschehens. Der Anfang des Schreibens, das ein Bote überbringt und in dem Absender und Empfänger genannt werden, entspricht der Einführung des Boten, der im Namen des Auftraggebers sprechen wird: So spricht X zu Y. Diese mündliche Seite des Briefgeschehens gilt besonders für offizielle Briefe an Gruppen oder Gemeinschaften, deren mündlicher Vortrag übliche Praxis war.⁶⁸

Gegen die rhetorische Auslegung der neutestamentlichen Briefe wird vor allem eingewandt, dass das Briefschreiben nicht Teil der antiken Handbücher der Rhetorik ist und es deshalb nicht angebracht ist, die Briefe nach den Regeln der antiken Rhetorik zu analysieren.⁶⁹

Tatsächlich wird das Briefschreiben in der Rhetorik des Aristoteles nicht behandelt und in dem Werk des Quintilian nur am Rande erwähnt (*inst.* 9.4.19–20). Allerdings ist zu beachten, dass Aristoteles sehr wohl darüber referiert, wie Texte zu verfassen sind, die zum Vorlesen bestimmt sind. Er fordert da einen sorgfältig ausgearbeiteten Stil und grenzt ihn von dem Stil einer Gerichtsrede oder einer Rede in einem Wettbewerb ab, wo der Redner mehr ähnlich einem Schauspieler agiert.⁷⁰ Aristoteles kann also einen geschriebenen Text, der vor einem Publikum vorgetragen werden soll, prinzipiell mit einer mündlichen Rede vergleichen, betont aber deutlich die Unterschiede im Stil. Einen solchen Vergleich des Briefes mit mündlich vorgetragenen Reden und auch eine ähnliche Abgrenzung fanden wir auch oben im Exkurs des Demetrius über den Brief (*de elocutione*, 224), wo er darlegt, in welchem Stil ein Brief zu verfassen sei. Überhaupt sind es immer wieder Stilfragen, erörtert im Sinne der rhetorischen Aufgabe der *elocutio*, die in den Abhandlungen über Briefe verhandelt werden. Auch in den beiden bekannten antiken brieftheoretischen Schriften mit Sammlungen von Musterbriefen wird die Frage nach dem für Briefe angemessenen Stil immer wieder ganz im Sinne der rhetorischen Aufgabe der

von Epistolographie und Rhetorik und setzt damit den integrativen Weg von Kremendahl fort.

⁶⁷ Stamps 1995, 147.

⁶⁸ Vgl. Stirewalt 1993, 4–5; 2003, 7; Sykutris 1931, 191 und das oben auf S. 13–14 zum Protokoll der Überbringung eines offiziellen Schreibens Gesagte.

⁶⁹ So z. B. Porter 1993, 110–116; Stamps 1995, 145; Klauck 1998, 166–168; 1999, 232. Vorsichtiger White 1983, 435–436; Reed 1993, 311–314.

⁷⁰ Aristoteles, *rhet.* 3.12; vgl. Sonkowsky 1959, 260–261; Gagarin 1998, 165–166.